



Ullrich Wittemann, Johannes Klama, Butz Buse und Vanessa Jeker (v. li.) in kalter, abweisender Leere.

Foto: DigiPott

Sanftes Brausen

Alexander May inszeniert Schillers „Räuber“ an der Schauburg

Ein herzeinschneidender Beginn: Da steht Johannes Klama als Franz von Moor vor meterhohen weißen Wänden und fragt den Vater nach seinem Befinden. Der aber ist gar nicht da, antwortet nur aus dem Off. Wenn er mal an dem großen Schlitz, der die Wände in der Mitte trennt – die einzige Öffnung: kalte und abweisende Leere – vorbeizischt, ist das viel. Noch mehr ist es, wenn er heraus- und nach vorne tritt, mit seinem jüngeren Sohn in persona redet. Als dominanter Herr. Freilich nur kurz, dann verschwindet er wieder.

Es bedarf nicht vieler Worte, nur kluger Personenregie, um vor Augen zu führen, woraus Schillers Drama „Die Räuber“ seine Sprengkraft entwickelt: Aus einem abwesend anwesenden, am Schicksal seines Jüngsten desinteressierten Vater. Dessen Gedanken sind allein bei dem anwesend abwesenden Karl, dem älteren Spross. Das Konterfei des charismatischen Studenten hängt penetrant groß an der Wand, einziger Zierrat im ansonsten leergefegten Schloss. Das ist das eine. Das andere ist: Ein Vater, der nicht sieht und hinsieht, ist ein leichtes Opfer für den infamen Racheplan des von klein auf zurückgewiesenen und gedemütigten Franz – in dessen Zentrum stehen ja nicht von ungefähr gefälschte Briefe. Jo-

hannes Klama macht die Nöte des von Neid zerfressenen Franz anschaulich. Spielt verhuscht, wenn der Vater ihm gegenübersteht. Plustert sich auf, wenn er weg ist. Feigling und Prahlhans zugleich, eine gefährliche Mischung. Butz Buse spielt den Vater. Zuzusehen, wie ihm seine Autorität abhanden kommt, er durch die hausgemachte Intrige immer älter, gebückter wird, packt.

Alexander May hat Schillers Erstling für die Schauburg inszeniert und dabei ganz auf Psychologie gesetzt. Dass sich sein Team, zu dem noch die Bühnenbildnerin Isabelle Kittnar und Monika Staykova, verantwortlich für die Kostüme, gehören, mit der Theater-der-Jugend-Parole „Kompliziertheit gegen Vereinfachung“ an die Arbeit gemacht hat, erfahren wir aus dem Programm. Damit wenden die drei sich explizit gegen alle, die vom Jugendtheater erwarten, dass es schwierige Stoffe für jeden leicht nachvollziehbar präsentieren möge.

Und so steht in dieser Aufführung Schillers Text, wenn auch auf 90 Minuten gekürzt, im Vordergrund. Dessen Themen und ihre Aktualität – Erosion des Vaterbildes, Ringen um Liebe, Freiheit und den Sinn des Lebens – muss sich der Zuschauer erhören und ersehen. Denn explizite Verweise auf die heutige Zeit, eine

neue Lesart gar, gibt es nicht. Die Schlossbewohner, Franz, Amalia und der alte Moor, tragen zeitlos mondäne, etwas überkandidelte Roben. Ihnen gegenüber haust im wahrsten Sinne des Wortes die Räuberbande, nämlich auf zwei waldgrünen Podesten, die dort stehen, wo normalerweise die Zuschauer sitzen – diese betrachten nun von der Seite das turbulent-tragische Geschehen. Die Räuber um den Unruhestifter Spiegelberg (überzeugend: Markus Campana) stecken in ledrig-zerlumpter Kleidung. Nur ihr Anführer, der innerlich zerrissene Karl, trägt feinen Zwirn wie seine Familie. Oliver Bürgin zeigt ihn mal als Kraftmeier, mal als Taktierer, mal als Zauderer und Zweifler.

„Die Räuber – ein Klassiker für heute“ benennt das Programmheft den gewählten Ansatz. Wenn er in Regie, Bühne und Dialogführung so subtil umgesetzt wird, wie hier von Alexander May, ist daran wenig auszusetzen. Außer dass er Gefahr läuft, zu behäbig, zu langatmig, kurz: zu altväterlich zu werden. Braust nicht die „verirrte große Seele“ Karl von Moor gegen sein „schlappes Kastraten-Jahrhundert“ an? Man hätte sich also viel mehr Radikalität vorstellen können. Eine Radikalität, die definitiv nicht vereinfacht.

FLORIAN WELLE